

Theologie
wider den tierischen Ernst

Michael Schneider

THEOLOGIE
WIDER DEN TIERISCHEN ERNST¹

Der Mensch ist das einzige Wesen in der Schöpfung, das lachen kann. Die Fähigkeit zum Lachen unterscheidet den Menschen vom Tier. Wer die wahre Humanitas verloren hat, den trifft mit Recht der Vorwurf des »tierischen« Ernstes.²

1. Wider den tierischen Ernst

Die Scholastik hält das Lachvermögen, die risibilitas, für ein proprium des Menschen, also für eine ihm eigene, doch nicht wesentragende Eigenheit. Wer daran glaubt, daß der Mensch erlöst ist und das Geschenk der göttlichen Gnade erhalten hat, für den wird der Humor zu einer Gabe, die ihm nicht nur beiläufig bleibt,

¹ Vgl. zum Folgenden K. Beikircher, Himmel un Ääd - Rheinisch beim Wort genommen, Bonn 1991; ders., Wie isset? Jot! - Neues zwischen Himmel un Ääd, Bonn 1994; F.F. Florian, Köln am Rhein. Kleine Gebrauchsanweisung für eine große Stadt, Köln 1955; F. Hofmann, »Stüfchen, Eminenz!« Anekdoten rund um den Kölner Dom, Köln 1991; H. Lützel, Philosophie des Kölner Humors. Honnef 1954; G. Wilhelm, Tünnes und Schäl. Wiesbaden 1973; auch M. Schneider, Zur Theologie des Kölners. 11 Traktate, Köln 2002.

² Der Humor hat nichts mit Klamauk zu tun, ihm wohnt vielmehr ein tiefer Ernst bei. »Vom Baume des Ernstes ist der Humor die Blüte«, schrieb der italienische Komponist Ferruccio Busoni (1866-1924) am 23. Juni 1908 in einem Brief an seine Frau. F. Busoni, Briefe an seine Frau. Zürich-Leipzig o.J. - Aus schnell einsehbaren Gründen liegt es nahe, in den folgenden Ausführungen vor allem den Humor des Rheinländers zu beschreiben.

sondern zu seinem innersten Wesen gehört.

Humor und Witz sind nicht dasselbe. Der Witz kann ohne Humor, Humor kann ohne Witz sein. Beide sind anthropologisch grundlegend verschieden. Während der Witz sich an den Verstand richtet, kommt die humorvolle Geschichte mitten aus dem Leben und ist selber ein Stück Leben. Der Witz enthält eine Logik, fast im Sinne der Lösung einer mathematischen Aufgabe, er beläßt die logischen Gesetze des Geistes, wie sie allgemein als verbindlich anerkannt werden. Meister dieser Art von Witz sind die Berliner und Amerikaner. Der Witz ist logisch aufgebaut und läuft auf seine von allen nachvollziehbare und einsehbare Pointe hinaus, bleibt aber eher unpersönlich, was ein Grund dafür ist, warum eine Kette von Witzen langweilt. Witze beschäftigen den Geist, ohne den Menschen in seinen tieferen Schichten zu berühren. Ein Frankfurter wird von einem Stadtfremden gefragt: »Ich möchte gern zum Bahnhof.« »Ei, da gehe Sie doch hin!«, lautet die Antwort. Nicht anders beantwortet ein Potsdamer die Frage: »Wo ist hier der Bahnhof?« mit den Worten: »Wo er immer ist!« Der Berliner Witz ist wach und rasch. Helles Bewußtsein voltigiert spöttisch und fordert vom Gegenüber eine denkerisch saubere Formulierung. Der Witz ist kalkuliert und gewünscht, doch nicht geboren.

Im Humor sind die Helle des Bewußtseins und Schnelle der Reaktion keine wichtigen Ziele. Dem Humor kommt menschliche Weite und Weisheit zu, sei es in der Beurteilung der Welt oder auch im Bestehen des Lebens. Kann es im Witz darum gehen, einen anderen oder eine Gruppe von Menschen vielleicht als dumm und unterbelichtet herauszustellen, so erinnert der Humor den anderen an das Menschliche und Allzumenschliche, das erneut seine Bestätigung findet. Ein auffallend dicker Mann, einer von denen, für die der Volksmund den drastischen Ausdruck »Schwammalg« hat, tritt an eine Droschke heran und macht mit den Worten: »Fahren Sie mich zum Bahnhof« An-

stalten, in das vergleichsweise zierliche Gefährt zu klettern. Der schmale Gaul blickt sich schon ängstlich um, während der Kutscher erwidert: »All op eimol?«

Der Witz spannt, während der Humor entspannt. Humor gibt es nur solange, wie der Mensch sich vom »Naturgrund« des Lebens getragen weiß und ihn eine Atmosphäre umgibt, die ihm freundlich ist: die Atmosphäre der vertrauten Menschen, der heimatlichen Stadt, des gelassenen Lebens. Im Humor empfindet der Mensch eine Entlastung des Daseins. Wer den Menschen von der Leistung, vom Denken oder Wollen her versteht, erreicht nicht die Tiefengründe des Humors.

Im Humor geht es nicht so sehr um die Ratio als um das Gemüt. In sprachlicher Hinsicht zeigt der Humor keine scharfen Umrisse, keine besonderen Ansprüche. Wichtiger als die Prägung eines schnittigen Satzes ist im Humor die Stimmung einer Situation. In ihr zeigt sich das Menschliche, auch Allzumenschliche - verständlich gegenüber seiner Umwelt und in der Bereitschaft, über sich selbst zu lachen.

Eine Eigentümlichkeit des Humors besteht darin, eine konkrete Situation in einem konkreten Milieu mit wenigen knappen Strichen zu zeichnen. Nur derjenige kann das Humorvolle einer Situation nacherleben, der an diesem Milieu teilhat. Die Teilnahme an dem angesprochenen und skizzierten Lebenskontext bildet die Voraussetzung für ein ausschöpfendes Verstehen des Humors. Deshalb ist der Humor nicht allgemein-verbindlich und oft überhaupt nicht zu verpflanzen. Weil der Humor milieugebunden ist, gehört zu ihm die Mundart, die selber in hohem Maße milieubildend wirkt. Ihre Worte sind von einer ganz bestimmten, unübersetzbaren Atmosphäre umgeben. Diese bekommt der »andere« nicht mit, wenn sie ihm bloß auf Hochdeutsch vermittelt wird. Während die Sprache des Humors milieugebunden ist, bleibt die des Witzes gerade milieuthoben. Der Witz kommt mit der Hochsprache aus, der Humor nicht.

2. Das Individuum zählt

Humor haben natürlich nicht allein die Rheinländer, es gibt ihn in Bayern und Schwaben, Hamburg und auch in Westfalen. Berühmt ist der Humor der Wiener. H. Schöffler³ meint nun, der Kölner Humor breche allem Hohen und Hehren nur ja das Genick: In seinem Mittelpunkt stünden zwei arbeitscheue, ewig nach Schnaps riechende Hafenarbeiter, Tünnes und Schäl, die ihren Lebenszweck darin fänden, sich gehen zu lassen und das letzte bißchen Geld - mit Gemüt - kleinzukriegen. Auch bedauert Schöffler die Ferne des Kölner »Witzes« zur literarischen Bildung, die übliche Form sei der Kalauer, und es mangle an Pointen. Besonders unerfreulich sei der Hang zum Gemeinen, und die Aufmerksamkeit richte sich nicht selten bloß auf die niederen Funktionen des Körpers.

Viele dieser kritischen Einwände erklären sich aus der Lebensphilosophie des Rheinländers. Er ist Individualist, in allem und vor allem auf seine unvertauschbare Einmaligkeit und unaustauschbare Einzigartigkeit bedacht; nie schlägt er in die gelenkte und auch nicht in die un gelenkte oder revolutionäre Masse um. Was je in Köln wie eine Revolution aussah, ist immer von Gelächter begleitet und stets ein Stückchen Fasteloovend. Das Volk am Rhein ist eine gegliederte Mehrheit, keine Masse. Man hat keine großen Eroberungspläne und stellt sich auch nicht als Aktivist dar, die Devise lautet: leben und leben lassen.⁴

³ H. Schöffler, Kleine Geographie des deutschen Witzes. Göttingen 1955.

⁴ Die Kölner haben sich eine epische Kurzform das Krätzche (Spaß) und eine episch erweiterte Form das Verzällche geschaffen. Schon im Tonfall dieser literarischen Gattungsbezeichnungen deutet sich die Richtung auf das Behagliche, den entspannten Rhythmus an. Leben und leben lassen gilt als

Aus der starken Zuneigung zum Menschen nimmt der Kölner sein Gefühl für Maß, das menschliche Maß. Er hat ein angeborenes Mißtrauen gegen den Apparat, gegen die Masse, gegen die Maschine. Nicht, als ob er sich der modernen Mittel nicht bediente. Aber er möchte sie nicht überhand nehmen lassen. Daher erklärt sich bisweilen auch ein retardierendes Moment im Städtebau.

Wer oben ist, muß nicht unbedingt auch der bessere Mensch sein. Der Untergebene behält unangefochten sein Menschliches. Deshalb ist der Schwächere und Unterlegene immer zu schützen. Dies gilt nicht zuletzt für die Kleinen, die Kinder. Recht typisch ist es, daß man Dutzende Ausdrücke für den Begriff Kind hat, für das junge, geliebte Leben. Man nennt die Kinder mit leicht wechselnden Nebenbedeutungen Quoos, Panz, Sohm, Balg, Dinselche, Ditzsche, Butzel, Bunnes, Bünnesche, Köttel, Krott, Möllche, Nützche, Pannestätzche, Quant, Puut, Scherv, Trabant, Stümpche, Stropp, Weech usw. - mehr als 25 Worte stehen dem Rheinländer hier zur Verfügung. So macht man mit seiner Sprache sich selber Spaß.

3. Das närrische Dasein

Kölns Schifffahrt und Häfen erzeugten Gelegenheitsarbeiter, die »Rhingroller«, »Rhinkadette« oder auch »Schürger« genannt werden, originelle, höchst schlagfertige Volkstypen, zu denen auch Tünnes und Schäl gehören. Der kölsche Humor hat sich diese beiden Idealfiguren geschaffen, denen seit über 100 Jahren alle neuen Witze, Bonmots, Bedenklichkeiten, Nachdenklichkeiten und Erkenntnisse klassisch formuliert in den Mund gelegt werden. Sie sind gleichsam abstrakte Typen aus dem Volk, aber doch keine Schemen, sondern Charaktere. Der Tünnes

Weisheit unter denen, die »e Krätzche« oder »e Verzällche« erfinden. Zum Epischen gehört Gelassenheit.

ist beschränkt und gutmütig, aber pfiffig, etwas verwandt dem braven Soldaten Schweigk, der Schäl - der Schielende -, gerissen und falsch. In die Spannung der Temperamente läßt sich die ganze Welt fassen. Tünnes und Schäl haben nicht immer die gleiche Meinung, aber aus dieser Gegensätzlichkeit vermag sich der Humor zu reproduzieren.

Nicht der Bauer, nicht der Grundherr, nicht der Reiche und Hochgestellte gilt, allein der Mensch zählt. Von der menschlichen Seite her entscheidet sich, wie man zu jemandem steht. Letztlich sind alle »erstens« und »letztens« Mensch. Eine holländische Zeitung berichtete über eine große Staatsaktion in Köln, November 1954. Polizisten, Offiziere, Streifenwagen und Mikrophone, hinter strenger Absperrkette die Neugierigen, dann eine Kavalkade von zwölf schwarzen Mercedeswagen, umringt von »Weißen Mäusen« (weißuniformierten Polizisten auf Motorrädern). »Was ist denn hier los?«, fragt der Holländer ein paar alte Männer. »Ach, irgendsu'ne Schwazze aus Afrika«, murmelt einer von ihnen, »er säht, er wöhr de Kaiser von Abessinien - de Herrjott soll et wesse!« Im Handumdrehen wird die außerordentliche Situation aus dem Übermaß auf ein Normalmaß, das menschliche Maß gebracht.

Der Sinn für Komik erklärt sich aus der besonderen Eigenschaft des Rheinländers, Übertreibungen, ja selbst Extravaganzen zu verhindern. Das uralte Spiel zwischen Fürst und Narr vollzieht sich von neuem. Die Menschenkunde, die dahinter steht, lautet: »Jet jeck sin mer all; ävver jede Jeck eß anders.« In dieser These tritt dem Menschen als Sinnschöpfer der Narr zur Seite; jeder ist notwendig und unausweichlich auch Narr: »Jet jeck sin mer all.« Als Mensch hat jeder seine Narrenfreiheit, sie macht seine Individualität aus, und darauf kommt es an, denn der Einzelne zählt. Der Mensch überhaupt existiert nicht, sondern immer nur ein bestimmter und unvertauschbarer Einzelner. Im Grunde lebt der Kölner in allem idiorhythmisch. Die Lehre vom Menschen als

Persönlichkeit wird in der närrischen Erscheinung des Menschen bestätigt: Narren sind ebenso unverwechselbar sie selber wie Genies: »Ävver jede Jeck eß anders.«

Die Anthropologie, die auf der Philosophie des Einzelnen beruht, bestimmt das Lebensgefühl des Rheinländers. Nach seiner Lebenserfahrung bleibt alles »bunt durchwachsen«, Arbeit und Freude, Pflicht und Lust. Die Feldwebelmaxime »Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps« ist dem Rheinländer in der Seele zuwider. Deshalb »kann« er es auch nicht mit denen, die alles in Reih und Glied bringen wollen und darüber wachen: »Dä es wie ne Jesuit, dä hät hinge un vör Auge.«

Auf feierlichen Ernst darf eigentlich nur eine kirchliche Zeremonie einen Anspruch erheben. Alles andere in der Welt ist leicht komisch. Allen Pathetikern ist daher die kölnische Mentalität der geborene Feind. Hitler haßte die Kölner, weil er mit ihnen nichts anfangen konnte. Autorität, die sich zu gewichtig gibt, wird vom Rheinländer leicht verspottet und auf alle nur mögliche Weise umgangen und hintergangen. Mitten im Krieg nahm Kardinal Frings den Kölner Bischofsstab des Heiligen Maternus in die Hand. Auf Druck der Nazis verschweigt die Presse die Bischofsweihe. Erst durch eine Suchanzeige in einer Kölner Zeitung wird diese Nacht mit folgenden Worten bekannt: »Habe am 21. Juni 1942 während der Bischofsweihe von Erzbischof Josef Frings meine Brille im Kölner Dom verloren. Ich bitte den ehrlichen Finder diese abzugeben bei...«

4. Ja zur Kreatürlichkeit

Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Aber was ist es um dieses Trotzdem? Es weist auf all das im Leben hin, was gar nicht zum Lachen ist: unsere Fehler und Sünden, das Versagen der Mitmenschen, Leiden und Schmerzen, Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit. Immer und überall wird im Humor ein lächelndes Ja zur Umwelt gesprochen, gleich wie diese momentan ist bzw. sich

darstellt. Ein solches Verhalten versteht sich nicht von selbst, sondern bedeutet eine eigene menschliche Leistung. Im Humor weiß der Mensch um seine Brüchigkeit und daß er nur selten das ihm von anderen oder von seinem eigenen Gewissen vorgehaltene Hochbild erreicht. In diesem Gefühl und im Wissen um die eigene Kreatürlichkeit zeigt sich ein christlicher Untergund und eine christliche Güte und Menschenfreundlichkeit: leben und leben lassen!

Kardinal Frings begrüßte als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz den neu ernannten Bischof von Münster: »Wir freuen uns, daß Du nun zu uns gehörst. Ich will Dir auch unsere Satzung erklären. Wir haben nur zwei Paragraphen: § 1: Hier darf jeder tun, was er will. § 2: Aber auch dazu ist keiner verpflichtet.«

Der Humor erkennt, daß in der Kreatürlichkeit des Menschen seine eigene innere Fülle zum Aufleuchten kommen kann; sind doch die Schwachen oft in viel vollere Maße Mensch als diejenigen, die in der Blässe ihrer Empfindungen mit Leichtigkeit »gerechtfertigt von dannen gehen«. Wer selbst des Verständnisses bedarf, pflegt auch mehr Verständnis für andere zu haben. Tünnies und Schäl sind eben nicht vorbildlich. Sie passen nicht in das Lesebuch der Ideale, wohl aber in das Lesebuch des Menschen: schwache, doch im Grunde prächtige Menschen. Jedenfalls sind dem Humor tote Vollkommenheit und sittlicher Pharisäismus fremd; das macht ihn sympathisch.

Die dem Humor immanente Güte führt dazu, daß der Erzähler sich selbst stets mitmeint. Das »Wir« spielt im Humor eine entscheidende Rolle. Wer ein »Verzällche« von Tünnies und Schäl zum Besten gibt, fühlt sich irgendwie identisch mit ihnen, mit ihrer Schwäche und mit ihrem guten Herzen. Der Witzige hingegen belächelt spöttisch die Fehler des anderen und setzt sich von seiner Begrenztheit ab (z.B. die Ostfriesenwitze oder Burgenländerwitze). Im Gegensatz dazu ist Humor gleichsam eine

Grundform mitmenschlichen Verstehens. Verstehen kann nur, wer sich selbst mitversteht. Humor ist keineswegs nur gute Laune, er beruht auf der Erfahrung des Paradoxen, das im befreienden Lachen aufgehoben und als Endlich-Unvollkommenes bejaht wird. Echter Humor verletzt nicht, er tut keinem weh und verstößt nicht gegen die Würde eines Menschen.

Der Witz fordert Bewunderung, der Humor wärmt: Es wird einem beim Zuhören heimatlich und menschlich zumute. Das ist der Grund dafür, daß man eine humorvolle Erzählung mehrfach hören kann. Der Witz ist unwiederholbar, die humorvolle Geschichte dagegen kann immer neu erzählt werden, ohne ihre Frische zu verlieren. Dabei ist es für den Humor bezeichnend, daß er sich nie bloß auf die Faktizität des Gegebenen beschränkt, sondern immer das Gesamtmaß des Menschlichen umfassen und ins Wort bringen will. Zu einem Arzt, der kurz angebunden war, kommt stöhnend ein Mann: »Herr Doktor, ich glaube, ich han en Bein gebroche.« »Wie habt ihr dat dann gemacht?«, meint der Arzt. »Ich bin de Trepp' erav gefalle.« »So? Na, da muß ich euch wat Ordentliches für der Mage verschreiben!« »Für die Mage? Herr Doktor, ich hab' et doch gar nit am Mage.« »Hör', wat ich sage! Eure Mage ist doch met die Trepp' erav gefalle!«

Zugleich ist es dem Humor eigen, Nachsicht zu üben mit den Schwächen des anderen, selbst wo man sich über ihn ärgert und mit Recht erbost sein könnte. Nachts um 3 Uhr geht bei dem Rentner Schmitz das Telefon. Er erhebt sich mühsam und sagt: »Hallo?« Fragt eine männliche Stimme: »Ist dort fünf - eins - eins - eins?« »Nä«, sagt der Rentner Schmitz, »hier ist fünf - eins - eins - null.« »Oh, dann entschuldigen Sie vielmals, dann bin ich falsch verbunden.« »Eß nit schlimm«, sagt der Schmitz, »ich moot doch opston, et Telefon hat geklingelt.«

Menschlich ist auch der Umgang der Rheinländer untereinander, so menschlich, daß sich nichts davon in Paragraphen und Regeln erfassen läßt, vielmehr spielt sich meistens alles unterhalb der

Decke des Sichtbaren ab. Wenn vom Rathaus die Rede ist, fällt unweigerlich in Köln das Wort »Klüngel«. Aber überall in Köln wird geklüngelt. Klüngeln ist eine Verhaltensweise des Kölners. Klüngeln braucht nichts Unrechtes zu sein. Wesentlich ist, daß man eine Aktion abtarnt, geheim und unkenntlich macht. Wer »Klüngel« schreit, ärgert sich mehr darüber, daß er nicht eingeweiht ist, als darüber, daß er nicht am Geschäft beteiligt wird. Auch jener, der »Klüngel« schreit, klüngelt zur gegebenen Zeit. Klüngel kann etwas Notwendiges und Verzeihliches haben. Es gibt Dinge, die braucht nicht jeder zu wissen. Klüngel kann auch sein, kurzentschlossen Tatsachen zu schaffen, ehe eine Sache zerquatscht wird. Klüngel ist Einstehen für jemanden, der in der oder jener Partei ist, weil er darin ist oder weil er dieser oder jener Religion angehört oder dem 1. FC. anhängt. Klüngel ist immer etwas auf Umwegen. Man kann das algebraisch ausdrücken. $1+1=2$: unbestritten richtig, aber für kölnisches Gefühl zu preußisch-kategorisch. Dies hat man nicht gern. Da sagt man schon lieber: $1+1=10-8$, oder besser noch: $7,5-5,5$. Auch etwas Spiellust ist dabei. Bisweilen bleibt ein kleiner Rest, der nicht aufgeht. $1+1=5$, das wäre direkte Korruption und kein Klüngel mehr.

5. Gelassenheit des Alltags

Wenn der Erzähler humorvoll in Kleinerzählungen gewisse Züge ausmalt, so geschieht es nicht aus der Lust an der epischen Breite, sondern mit dem Ziel, alles Menschliche, wie immer es ist, götig zu bejahen. Tünnes schlägt sich andauernd, in genau bemessenen Pausen, mit einem Hammer auf den eigenen Finger. Da sagt Schäl: »Tünnes, woröm häus do dich immer expree op dinge eijene Finger?« Sagt der Tünnes: »Weißte, Schäl, et eß esu e schön Jeföhl, wann't dann ophööt.«

Als Witz ist dieses Krätzchen albern. Die Erzählung geht von einer bekannten Empfindung aus, nämlich von dem freudigen

Gefühl bei einem abklingenden Schmerz. Doch Zahnschmerzen vergehen, Sorgen nur selten. So will Tünnes sich mit der Überzeugung durchdringen, daß es irgendwann doch einmal aufwärts geht: »Krütz un Leid doret kein Iwichkeit.«

In dieser Überzeugung wurden die Nöte der Zerstörung während des letzten Krieges und in der Zeit danach auf eine sehr menschliche Weise überstanden - eben mit Humor, fern von allem Pessimismus und Tragik: »Pitter, loß de Mut nit sinken, es ist noch immer jut gegangen!« In den harten Jahren des Krieges wird den schlimmsten Situationen noch eine lustige Seite abgerungen. Am alten Opernhaus, das gerade zerstört worden war, findet sich ein Transparent: »Das Theater geht weiter.« Oder vor einem zerstörten Kaufhaus: »Das Geschäft ist durchgehend geöffnet.« 1944 hängt an einem ausgebrannten Haus am Altermarkt ein Schild: »Fenster zum Rosenmontagszug zu vermieten. Fußboden ist mitzubringen.« Hohn auf die Zustände und Tröstung in einem.

Man darf nicht meinen, die Menge kölscher Krätzche sei schon Humor. Das Humorvolle an ihnen ist nur das Endergebnis. Denn Humor ist eine Lebenshaltung, und zwar keine oberflächliche. Während die Geschichte lehrt, daß doch alles schief geht, singt der Humor mit Vorliebe das metaphysisch durch und durch fragwürdige, aber lebensmäßig ungemein produktive Lied: »Un ett hätt noch immer, immer, immer jood jejange.« Der Mensch bejaht im Humor nicht nur das Leben, er will sich des Lebens erfreuen. »Wat wör et janze Levve wät (wert), wann sich der Minsch kein Freud dren mät.«

Im Glauben daran, daß sich das Leben lohnt und man sich seiner freuen kann, sind die Niederlagen des Menschen mit eingebaut. Sie sind erwartet. Wenn nichts passiert, muß man sich geradezu wundern. Darum singt der Kölner: »Et hätt noch immer, immer, immer god gegange.« Seine Heiterkeit kommt aus einer inneren Sicherheit. Sie ist einverstanden mit dem Tod, denn der Tod ist

Gesetz.

Weil der Kölner nichts so sehr haßt wie das Endgültige, hat er vor dem Abschied »amfürsich« einen ungeheuren Respekt. Das fängt schon in den rheinischen Parlamenten an, die hohe Energie aufwenden, um möglichst alle Probleme der rheinischen Lösung zuzuführen: Zunächst wird ein Gesetz oder was auch immer verabschiedet, und danach mit der Diskussion darüber begonnen. Wer dies nicht weiß, wundert sich über die Städtearchitektur: »Erst wird mal jebaut, und dann gucken wir weiter.«

Der Rheinländer liebt das Unfertige und die offene Form über alles. Das ist der Grund, warum er den Kölner Dom jahrhundertlang turmlos hat dastehen lassen. Schließlich hat der Preuße die Türme fertiggestellt. Der Rheinländer wird immer eine Ecke im Dom finden, an der es »jet ze brassele jitt«, und dies nicht etwa wegen dringend erforderlicher Renovierungsarbeiten, sondern um zu zeigen, daß er eben doch noch nicht fertig ist, denn der Dom ist kein Bauwerk, sondern ein Zustand. Heute noch überläßt der Rheinländer die Türme den Ausländern, er selbst betritt sie nur ausnahmsweise, bei der Erstkommunion oder bei der Firmung.

Die Gelassenheit, die der Rheinländer dem Leben und seinen Situationen entgegenbringt, ist mit einer gewissen Arbeitsscheu eng verbunden. Ein Rheinländer wird immer gerne unter der zu erledigenden Arbeit stöhnen und seufzen, aber kein Rheinländer wird deshalb den anderen bedauern, denn er weiß, daß es in Wirklichkeit »so schlimm nicht ist«. Tünnes und Schäl, beide arbeitslos, treffen sich. »Sag Tünnes, wat ich dich fragen wollt. Warum häß do immer de Häng en der Täsch?« »Damit ich se tirek han, wann ich sie bruche!« Bei Ratssitzungen gibt es ganz selten Kampfabstimmungen. Rheinländer sind menschlich verständig und gern einig. Krach ist so unbequem. Vom alten Stadtverordneten Kyll erzählt man, er habe einmal öffentlich erklärt: »Mer sossen em Rothus un dachten an nix!«

Ein anderes Mal arbeiten Tünnes und Schäl als Bauarbeiter. Abends hat der Tünnes etwas vor und geht schon vor Feierabend von der Baustelle weg. Da es ihm zu lästig ist, seine Schaufel (zu kölsch »Schöpp«) mitzunehmen, stellt er sie gut sichtbar hin und heftet einen Zettel daran mit den Worten: »Leeve Schäl, bring mir de Schöpp met! Ich han se vergesse! Dinge Tünnes.« Am nächsten Morgen steht sie noch am alten Platz. Aber der Zettel hat einen Zusatz erhalten: »Leeve Tünnes! Dat kann ich nit! Ich han se nit gesin (gesehen)! Dinge Schäl.«

6. Vertrautheit mit dem Religiösen

Das geistliche Element spielt im »heiligen Köln« eine hervorragende Rolle. Dies prägt sich auch in zahlreichen Redensarten aus, die teilweise heute noch in vielerlei Variationen zu hören sind. Die Kirche stellt sich dem Kölner vor allem in ihren großen Festen dar. Schon Goethe erkennt 1815 in einem Gespräch mit dem Kölner Katholiken Sulpiz Boisserée ein wenig neiderfüllt das schaureiche, mannigfaltig bewegte Leben der Stadt als einen ihrer größten Vorzüge an. Sulpiz berichtete ihm vom Dreikönigsfest, von der Übertragung des Lochnerbildes aus der Ratskapelle in den Dom, von der Kreuzbeleuchtung in der Karwoche, von der »Gottestracht« und anderen Prozessionen. Goethe muß zugeben: Sie in Weimar müßten sich mit der Gelehrsamkeit behelfen, stoppelten den Tempel von Ephesus mit aller Mühe auf dem Papier zusammen und den Wagen Alexanders, und am Ende sei es nur für wenige Einzelne.

Im Humor des Kölners spiegelt sich die Tatsache, daß er in einer langen kirchlichen Kultur aufgewachsen ist. Er hat keine übertriebene Frömmigkeit, ja neigt mitunter der Ansicht zu, daß man das Gute durch zu häufigen Gebrauch nicht ausnutzen solle. Gleichwohl steht er selbst mit Gott und den Heiligen, die in den Krätzchen sehr häufig vorkommen, auf freundschaftlichem Fuß. Tünnes erzählt, er habe geträumt, er sei in den Himmel gekom-

men. Gewandt stellt er sich mit einer leichten Verbeugung dem Lieben Gott vor: »Jestatten Se: Tünnes«. Der erwidert voll Höflichkeit: »Leeve Jott«. Tünnes berichtet weiter: »Dä leeven Jott ließ sich sojlich in en Jespräch mit me en« (ihm fehlt es also nicht an Selbstbewußtsein; auch kennt er den Lieben Gott von früher Kindheit an). »Da sagte ich zum leeven Jott...« (wohlge-merkt, wenn der Tünnes den Lieben Gott anspricht, nennt er das: Der Liebe Gott ließ sich in ein Gespräch mit mir ein) - »da sagte ich zum leeven Jott: Wieviel sinn für Dich eijentlich dausend Joahr?« - »E Minütche!« - »Wieviel sind für Dich denn e'ne Milli-jon Mark?« - »Och ne Jrosche!« - »Lieh mer ens ne Jrosche!«
»Waht ens e Minütche!«

Tünnes pumpt den Lieben Gott an, weil er auch noch im Him-mel Schabau trinken möchte, und gibt sich der angenehmen Hoffnung hin, daß im Himmel alles mit »unendlich« potenziert sei. Der Liebe Gott tadelt ihn nicht, weil er noch so viele Erden-reste in den Himmel mitschleppt, doch Tünnes hat ein ungebro-chenes Gottvertrauen: »Ich well leever mem Herrjott, als met singe Hellije zo dun han.«

Warum dies alles so ist und ob er im Glauben nicht doch einem Trugmanöver ausgeliefert sei, darüber denkt der Rheinländer nicht nach. Zum Nachdenken gebracht, würde er die Empfin-dung haben: Es braucht nicht alles wahr zu sein, was man den-ken kann. Solche Gelassenheit hat man wohl gelegentlich dem Kölner als Geistfeindlichkeit ausgelegt, gibt ihm aber in seinem Glaubensleben eine ungetrübte Unmittelbarkeit und Selbstver-ständlichkeit.

Eine Frage bedrängt den Menschen besonders: Woher kommt all das Böse, das Übel in der Welt? Wie kann Gott es zulassen, wenn er doch allmächtig und allgütig ist? Große theologische Spitzfindigkeiten sind dem Humor fremd, sie werden auf das menschliche Maß zurückgeholt. So auch das Problem der The-odizee, das in einer Volksschule bei der Besprechung des bib-

lischen Schöpfungsberichtes angegangen werden soll. Die Leh-lerin erzählt den Kleinen, daß der Liebe Gott alles erschaffen hat - die Blumen, die Bäume, die Käfer usw. Etwas verwundert hat das Köbeschen zugehört und fragt zweifelnd: »Hätt dä leeve Jott dat wirklich all jemaht?« - »Jawohl«, versicherte die Lehrerin, »alles« - »Och de Flüh?«, fragt Köbeschen nach einigem Zögern. - »Jawohl, auch die Flöhe«, bestätigt die Lererin. Da lacht Köbes versonnen: »Dat muß ävver en Knibbelsarbeit gewäs sin!«
Gott erscheint als Kunsthandwerker bei der Anfertigung eines bewunderungswürdigen Filigranwerkes der Schöpfung. Es ge-bietet nicht mehr das der Theodizee wesenseigene Pathos, des Optimismus oder der Skepsis. In der lächenlnden Anerkennung göttlicher Feinbildnerie wird das Problem aufgelöst und als verstiegen beiseite geschoben.

Wie hier, ist dem Rheinländer jede denkerische Anstrengung grundsätzlich abhold. Für das eigentliche Denken hat er ein ei-genes Wort: »Do wor ich die ganze Zick am simeliere jewest...«
So täuscht er selbst das Denken vor, er simuliert, tut also nur so als ob. Preußisches Hochdeutsch kann nie einen Satz bilden wie den: »Ich daacht, ich wör die ganze Zick am simeliere jewest, dabei wor ich nur am schloofe!«

Ähnlich verhält es sich mit einem anderen schwierigen Problem der Theologie: Was ist ein Wunder? Besteht es allein oder haupt-sächlich darin, daß an irgendeinem Punkt des Weltgeschehens das Naturgesetz durch den unmittelbaren Eingriff Gottes aufge-hoben wird? Ein Pastor faßt das Wunder ganz rationalistisch als Durchbrechung der Naturkausalität, nicht als das unerhörte Wir-ken Gottes in der Geschichte und in der Seele des Menschen auf: »Antönchen, wenn man dir erzählt, ein Dachdecker wäre von der höchsten Spitze des Kölner Domes gefallen, un et ist em nix passiert - was ist das?« - »«E Jlöck«, sagt das Antönchen. - »Schön«, sagt der Pastor, »nun sechs Wochen später, derselbe Dachdecker, wieder an derselben Stelle, das Unglück will es, daß

er wieder stürzt, und wieder ist er unverletzt, was ist das dann?« - »Ne Zufall«, sagt das Antönchen. - »Hm«, sagt der Pastor, »und noch einmal vier Wochen später, noch einmal fällt er herunter, und wieder ist er heil geblieben, was ist das dann?« - »Dann eß et jeloge, Här Pastur!«

Auf die unechte, längst überholte Wundertheologie antwortet Anton nicht mit einer theologischen Einsicht, wohl aber mit seinem gesunden (Menschen-)Verstand. Anton wehrt sich mit gesundem Menschenverstand gegen jede Wunderinflation. Er erweist sich darin letztlich als der bessere Theologe.

Die Treue zur Kirche ist dem Kölner selbstverständlich und läßt ihn über manche Schwächen im kirchlichen System hinwegblicken. Zwei Meßdiener unterhalten sich über die leibliche Erscheinung ihrer Pastöre, denen sie die Messe dienen. Zum Eingang des Messe wird im Staffolgebet das »Confiteor«, das Sündenbekenntnis, abgelegt, bei dem man sich dreimal an die Brust schlägt: »Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. - Durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine große Schuld.« Der eine Meßdiener sagt: »Der minge [Pastor] hät su'ne Buch, dat er bei 'Mea culpa' nur noch mit dem Finge drop tippe kann; hä kütt kaum mieh drömeröm.« Der andere sagt: »Dat eß noch jarnix: der minge hät su'ne Buch, dat hä üvverhaup nit mieh drankütt. Wenn die Stell' kütt, säht hä zo mir: 'Jung, klopp me ens d'r Culpa!«

Weder Gott noch die Messe sind von Scherzen ausgenommen. Das stimmt. Aber man treibt nicht mit dem Heiligen Spott: »Met Jeld und Joddes Woot muß mer keine Spott drieve«, sondern höchstens mit Bäuchen. Balken und Bauch, Splitter und Galle sind gleicherweise in die Toleranz des Verstehens eingeschlossen.

Es gibt nicht nur Sehnzerrungen, sondern auch Seelenzerrungen. Ein Motorradfahrer bringt sein Fahrzeug nicht zum Laufen und flucht, auf den Hebel tretend, im Rhythmus des Tretens

gotteslästerlich: »Du Bies, du verdammtes Aas, Dunnerklitsch noch ens, d'r Deuwel soll dich hole!« Ein des Weges kommender Pfarrer sagt milde: »Mann Joddes, Ihr dürft doch nicht so jotteslästerliche Ausdrücke jebrauchen. Versucht es doch lieber mal mit 'nem kleinen Stoßjebet!« Da tritt der Fahrer von neuem energisch auf den Anlasser, diesmal aber im Rhythmus der Worte: »Jelobt - sei Jesus - Christus!« Rrr - der Motor springt an, und das Fahrzeug braust davon. Mit offenem Munde blickt der Pastor hinterher; auf einmal sagt er kopfschüttelnd: »Verdammt noch ens, dat hätt ich nit jedaach!«

Der Pfarrer spricht zunächst seine Berufssprache, dann aber aus der Regsamkeit seines Herzens. Er sagt zunächst Angelerntes, darauf aber innerlich Erfülltes und aus der Tiefe der Seele und seines Herzens. Der Kölner Dialekt kennt die Redensart »sich 'ne Döhn ahndonn« d.h. sich spreizen, sich innerlich auf die Zehen stellen, ein Mißverhältnis zwischen Sache und Ausdruck kultivieren. War nicht der Pfarrer dabei, sich »'ne Döhn ahnzodonn«? Eine Art Mechanik des Übernatürlichen schnurrt bei ihm ab, und für das in Frage stehende Objekt ist sie viel zu groß angelegt. Doch schließlich hat die Erde den Pfarrer wieder.

Der Rheinländer scheint gegen jede Mechanik des Übernatürlichen resistent zu sein, und dies gibt seinem Glaubensleben eine Frische, die vor Überraschungen nicht sicher sein läßt. Als Kardinal Frings seinen Nachfolger aus Münster begrüßt, gibt er ihm gleich einen ersten Einstieg in seinen neuen Aufgabenbereich: »Seit vielen Jahren predigte ich den Kölnern, sie sollten anständig leben und die Gebote Gottes halten. Aber immer sagen sie: 'De leeve Jott ist nit e so!' Und das will ich Dir sagen, Joseph, umso länger ich bei den Kölnern bin, glaube ich: Sie haben doch recht!«

Das kölsche Grundgesetz

Artikel 1

Sieh den Tatsachen ins Auge:
Et es wie et es!

Artikel 2

Habe keine Angst vor der Zukunft:
Et kütt wie et kütt!

Artikel 3

Lerne aus der Vergangenheit:
Et hätt noch immer jot jejange!

Artikel 4

Jammere den Dingen nicht nach:
Wat fott es, es fott!

Artikel 5

Sei offen für Neuerungen:
Et bliev nix, wie et wor!

Artikel 6

Sei kritisch, wenn Neuerungen überhand nehmen:
Kenne mer nit, bruche mer nit, fott domet!

Artikel 7

Füge dich in dein Schicksal:
Wat wellste maache!

Artikel 8

Achte auf deine Gesundheit:
Maach et jot, ävver nit ze of!

Artikel 9

Stelle immer zuerst die Universalfrage:
Wat sull dä Quatsch!

Artikel 10

Komme dem Gebot der Gastfreundschaft nach:
Drinkste eine met!

Artikel 11

Bewahre dir eine gesunde Einstellung zum Humor:
Do laachs dich kapott!